

Was dem französischen Philosophen Michel de Montaigne vor 350 Jahren in der Schweiz und in Deutschland auffiel

Autor(en): **Ammann-Meuring, Freddy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 38

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was dem französischen Philosophen Michel de Montaigne vor 350 Jahren in der Schweiz und in Deutschland auffiel

Nach dem Reisetagebuch
bearbeitet von Freddy Ammann-Meurung

Im Jahre 1580 unternahm der bekannte Philosoph Michel de Montaigne eine anderthalbjährige Reise durch die Schweiz, Deutschland und Italien. Er reiste zu Pferde, einige Freunde begleiteten ihn. Auch folgte ihm eine zahlreiche Dienerschaft mit Maultieren, die sein Gepäck und seine Geldkassette trugen. Die Herren mußten im Schritt reiten, damit die zu Fuß gehenden Diener ihnen nachkommen konnten.

Ueber Mühlhausen gelangte Montaigne zuerst nach Basel, wo der Stadtrat ihn mit Ehrenweinen begrüßte. Der Philosoph besuchte verschiedene Gelehrte, unter anderem Grynaus, den Juristen Franz Hotmann und den Arzt Felix Platter. Es gefiel Montaigne besonders gut, daß dessen Haus nach französischer Art bunt und zierlich bemalt war. Der berühmte Arzt zeigte dem Gaste sein Herbarium und einige gut erhaltene menschliche Leichname. Montaigne wohnte auch einer Bruchoperation an einem kleinen Kinde bei. Er bemerkte dazu in seinem Tagebuch, das Kind sei vom Chirurgen recht übel mitgenommen worden.

Dem Rhein entlang zog die Reisegesellschaft weiter nach Baden. Unterwegs fielen dem Franzosen die zahlreichen und sehr schönen Brunnen auf, die den Städten und Dörfern ein freundliches Ansehen verliehen. Auch vermerkte er in seinem Tagebuch: «In der Schweiz dauern die geringsten Mahlzeiten drei bis vier Stunden, weil so langsam aufgetragen wird; daher essen die Schweizer auch weniger häufig als wir, was gesünder ist.» Ueber die Frauen schreibt er, sie seien gemeinhin schön und groß und von heller Hautfarbe. Wenn man sie im Vorübergehen durch Hutabnehmen und Verbeugungen grüße, so verlange die Sitte, daß sie durch keinerlei Bewegung den Gruß erwidern. Nur selten neige eine Frau ein wenig den Kopf zum Dank. Es fällt ihm auf, daß die Standesunterschiede in der Kleidung wenig betont werden, und daß die Alltagstracht der Frauen genau so sauber ist wie in Frankreich. Zuweilen scheint er auch mit dem weiblichen Geschlecht seinen Scherz getrieben zu haben, denn er vermerkt: «Wenn man ihnen zum Spaß den Hut abnimmt (er sitzt ihnen ebenso lose wie unseren Frauen), so sind sie keineswegs beleidigt und zeigen willig ihre Haare, die ihnen geflochten auf dem Rücken hängen. Die jungen Mädchen tragen statt eines Hutchen Blumenkränze auf dem Kopf. Man grüßt sie, indem man seine eigene Hand küßt und sie ihnen anbietet.»

Montaigne erwähnt auch die in Baden übliche Sitte, daß allnächtlich zwei Wächter die Runde durch das Städtchen machten, nicht so sehr der Feinde wegen, als um Feuersbrunst und andere Uebel zu verhüten. Jedesmal wenn die Stunde schlug, mußte der eine aus vollem Halse den anderen anschreien und ihn fragen, wieviel Uhr es sei. Darauf gab der zweite ebenso schallend Bescheid, indem er hinzufügte, daß er gute Wacht halte.

In Schaffhausen stattete der edle Herr von Montaigne dem Bürgermeister der Stadt einen Besuch ab. Darauf kam dieser mit anderen hohen Beamten zu ihm in die «Krone», wo er Quartier genommen hatte, und ließ ihm und seinen Freunden Wein anbieten. Das ging nicht ab ohne verschiedene feierliche Ansprachen von beiden Seiten.

Während seiner ganzen Reise, sowohl in den Städten wie auf dem Lande, fiel es Montaigne auf, daß die Bürgerhäuser schöner seien als in Frankreich, und daß er kein einziges Schieferdach gesehen habe. Auch sei man in den Gasthöfen besser aufgehoben; man trinke aus großen, meist fein gearbeiteten und vergoldeten Gefäßen. Allenthalben herrsche Wohlfahrt, das Land sei ergiebig, vor allem im Weinbau.

Von Schaffhausen reitet der Philosoph mit seinen Begleitern nach Konstanz. Unterwegs fallen ihm zahlreiche Burgen auf; in der Schweiz hatte er keine gesehen. In Konstanz bekommt er von seinen Wirtes «etwas von dem barbarischen Freiheitsstolz der Deutschen» zu kosten, anlässlich eines Streites eines seiner Diener mit dem Führer aus Basel. Er wechselt deshalb die Herberge und zieht vom «Adler» in den «Hecht», wo es ihm besser gefällt.

Von Konstanz aus wäre Montaigne gern in jenen Schweizer Kanton gereist, aus dem, wie Montaigne schreibt, «die ganze Christenheit ihre Leinwand bezieht», aber die vier- bis fünfstündige Ueberfahrt über den See schreckte ihn ab.

Ueber die Mahlzeiten schreibt er folgendes: «Die Gänge bei Tisch sind sehr mannigfaltig. Man bekommt hier, nachdem das Tischtuch aufgehoben ist, zu den verschiedenen Weinen neue Gänge: zunächst Kuchen in Kranzform (in der Gaskogne Canaulos genannt), darauf Pfefferkuchen, drittens zartes Weißbrot, das in Stücke geschnitten ist, aber trotzdem zusammenhält. Zwischen den Schnitten ist viel Gewürz und Salz eingestreut, ebenso oben auf der Kruste.» Ferner erwähnt er: «Sie haben viel guten Fisch, der mit dem Fleisch aufgetragen wird. Die Forellen mögen sie nicht, sie essen nur ihren Laich. Dafür haben sie viel Wild: Schnepfen, junge Hasen, die sie ganz anders zubereiten als wir, aber mindestens ebenso gut. Wir hatten noch nie so zartes Fleisch genossen. Zum Hauptgericht werden gekochte Pflaumen, Birnen- und Apfelmus gereicht. Bald kommt der Braten zuerst und die Suppe am Schluß, bald umgekehrt.»

Montaigne stellt fest, daß es sehr viel Sauerkraut gebe, aus dem man den ganzen Winter hindurch Krautsuppen zubereite, und daß man zum Fleisch ein silbernes oder zinnernes Gerät bringe mit vier Behältern, in denen sich verschiedene Sorten von gestoßenem Gewürz befänden, eines davon werde auf das Brot gestreut. Bei den Bauern bestehe das Frühstück aus flachem, unter der Asche gebackenem Brot, das man mit Fenchel bestreue, darüber kleine Stücke gebackenen Speck mit Knoblauch.

Immer wieder erwähnt Montaigne, daß sehr viel Wein getrunken werde, nicht nur während der Mahlzeit, sondern auch vor- und nachher. In Deutschland gelte es als Sünde, einen Becher leer zu sehen ohne ihn gleich nachzufüllen. Für seinen Wunsch, ihm nur Wasser zu geben, fand der Philosoph so wenig Verständnis, daß er sich allmählig daran gewöhnte, den Wein unverdünnt zu trinken. Er wurde auch zum Wettrinken eingeladen, aber darauf ließ er sich nicht ein.

In Lindau machte Herr von Montaigne zum erstenmal einen Versuch mit dem ihm unbekanntem Federbett, das er als ebenso warme wie leichte Bedeckung rühmt. Ueberhaupt meint er, man müsse schon heikel sein, wenn man an den Gelegenheiten zum Uebernachten etwas aussetzen wolle. Nur bedauert er, daß er in seinen Reisekoffern keine Matratze mitgenommen habe, denn diese Art der Unterlage sei in Deutschland unbekannt. Auch fehlten ihm die Bethimmel, aber in den meisten Ortschaften konnte sein Diener ihm wenigstens Stoff zu Bettvorhängen besorgen. In den Gasthöfen gab es vielfach Streit, weil die Franzosen gewärmte Betttücher verlangten. Ebenso wünschte Herr von Montaigne, daß vor dem Aufstehen seine Kleider vorgewärmt würden. Die Wirte aber nahmen es übel, wenn seine Diener zu diesem Zwecke in der Küche Feuer anzündeten oder auch nur das vorhandene Küchenfeuer dazu benützten.

Ueber Mangel an Wäsche hatten sie sich selten zu beklagen. Der edle Herr von Montaigne, der noch mit den Händen aß, schätzte es sehr, daß er während der Mahlzeit die Serviette mehrmals wechseln konnte. Ueber die Einrichtung der Schlafzimmer erwähnt sein Diener folgendes: «Tische gibt es nicht in den Zimmern, außer denen, die am Fuß der Bettgestelle angebracht sind und in Scharnieren hängen, so daß man sie nach Belieben auf- und zuklappen kann. Die Bettfüße ragen zwei bis drei Fuß über das Bettgestell hinaus und sind oft so hoch wie das Kopfkissen. Oft wird die Mauer neben den Betten mit leinenen Tüchern bezogen, damit nicht direkt an die Wand gespuckt wird. In einigen Gasthäusern gibt es sogar Vorhänge, die man nach Belieben vor die Fensterscheiben ziehen kann. Der besondere Glanz dieser Scheiben kommt daher, daß die Deutschen keine festen Fenster haben wie wir. Die Rahmen sind beweglich; auch putzen sie die Scheiben sehr oft.»

Immer wieder lobt Montaignes Diener, der im Anfang für seinen Herrn das Reisetagebuch führt, die auffallende Reinlichkeit. In Augsburg staunen sie über die mit Leinzeug belegten Stufen der frischgebohten Wendeltreppe, und niemals haben sie sich in den Gasthöfen über Spinweben oder Schmutz zu beklagen. Man bringt das Essen auf blanken Zinnplatten, in die aber hölzerne Teller eingefügt sind, um sie zu schonen. In Kempten speisen sie sogar von Silbergeschirr. Er rühmt auch die Wohlhabenheit des Volkes, die sich in den vielfach neu bemalten Wohnhäusern und Kirchen zeigt, sowie in den schönen getäfelten Zimmerdecken. Diese seien meistens halbmondförmig gewölbt, was sehr anmutig aussehe. Auch belege man sogar die Sessel mit Kissen.

Die Häuser seien im allgemeinen schöner, größer und höher als in irgendeiner französischen Stadt, die Straßen breiter. Das Fuggerhaus in Augsburg sei mit Kupfer gedeckt.

In dieser Stadt wurden dem Herrn von Montaigne und seinem Freunde, Herrn von Estissac, durch den Stadtrat vierzehn große mit einheimischem Wein gefüllte Krüge übersandt, und zwar durch sieben Stadtsoldaten in Livree, begleitet von einem Ehrenoffizier. Diesen luden sie zum Essen ein, den Trägern aber schenkte man, der Sitte entsprechend, je einen Taler. Der Offizier, der mit ihnen speiste, erzählte, daß in dieser Stadt drei Männer mit dem Amte betraut seien, dem Fremden von Stand aufzuwarten; sie hätten sich auch nach deren Rang zu erkundigen, um dementsprechend die gebührenden Formen innezuhalten. Je nach der Würde bekomme man mehr oder weniger Wein. Einem Herzog überreiche ihn einer der Bürgermeister.

Den Franzosen fällt besonders die in Deutschland herrschende Vorliebe für Wappen auf. In allen Gasthöfen finde man sie massenhaft an den Wänden und auf allen Fensterscheiben. Der Diener wurde geheißen, auch einen Schild mit dem Wappen des Herrn von Montaigne anfertigen zu lassen, er wurde an der Tür seines Zimmers angebracht. Dem Maler hätten sie dafür zwei Taler zahlen müssen, schreibt er, dem Tischler zwanzig Sous. Als weltkluger Weiser hielt sich Montaigne soviel wie möglich an den Sitten des Ortes, in dem er sich gerade befand. So trug er in Augsburg stets eine pelzverbrämte Mütze. Er war sehr darauf bedacht, sich niemals durch ein unangenehm auffallendes Wesen bemerkbar zu machen. Dennoch scheint er in der Liebfrauenkirche in Augsburg Anstoß erregt zu haben, weil er der großen Kälte wegen das Taschentuch vor der Nase hielt.

Daß der Philosoph Michel de Montaigne den kulinarischen Genüssen keineswegs abgeneigt war, geht daraus hervor, daß er im Reisetagebuch immer wieder das schmackhafte Essen erwähnt. In Augsburg sei das Brot «denkbar ausgezeichnet» gewesen, auch schätzte er es sehr, daß bei den meisten Mahlzeiten Zuckerwerk und Büchsen mit Eingemachtem herumgerichtet wurden. Sehr seltsam mutete es ihn an, daß man in Augsburg die Krebse zuerst auftrug, während man sie sonst überall am Ende der Mahlzeit brachte. Besonders gut gefiel dem Franzosen die an vielen Orten herrschende Sitte, wohlriechendes Räucherwerk in den Zimmern und auf dem Ofen zu verbrennen.

Von den Deutschen sagt Montaigne, sie seien prahlerisch, jähzornig und trunksüchtig, aber weder heimtückisch noch diebisch. Dem schönen Geschlecht zollt er sehr wenig Beifall. In der Liebfrauenkirche in Augsburg wohnten die Franzosen einer prunkvollen Hochzeit bei; sie hätten bei dieser Feier keine einzige schöne Frau gesehen. Der Tanz der Hochzeitgesellschaft wird im Reisetagebuch folgendermaßen beschrieben: «Man tanzte bloß Allemanden. Sie brechen sie sofort wieder ab und führen die Damen wieder zu ihren Sitzen auf Bänken, die mit rotem Tuch ausgeschlagen sind in zwei Reihen an den Seiten des Saales befinden. Nach einer kleinen Pause holen sie sich wieder und küssen dabei die eigenen Hände, während die Damen das nicht tun. Dann legen sie ihre Hand unter die Achsel der Damen, ziehen sie an sich und nähern gegenseitig die seitwärts gewendeten Wangen, wobei die rechte Hand der Dame auf der Schulter des Tänzers ruht. So tanzen sie und unterhalten sich ohne Kopfbedeckung und nicht eben reich gekleidet.»

Ueber die Kleidung der Männer bemerkt Montaigne, daß es schwer sei, die Adligen zu erkennen, weil jedermann eine Pelzmütze trage und alle einen Degen an der Seite hätten. Auch die Frauen tragen Pelzhüte oder Mützen, berichtet er. «Nach außen nimmt man besseren Pelz, etwa von Eichhörnchen, inwendig sind sie mit Lammfell gefüttert. Eine solche Mütze kostet drei kleine Silbermünzen. Sie tragen dazu rote oder weiße Schuhe, die ihnen nicht schlecht stehen. Im Gegensatz zu den Männern sind die Frauen sehr verschieden gekleidet.»

Von Bozen aus schrieb Herr von Montaigne an Franz Hotmann, den er in Basel besucht hatte, daß er Deutschland nur mit großem Bedauern verlasse. Zwar habe er auch hier durch die Ueberforderung von seiten der Wirte zu leiden gehabt, im übrigen aber scheine ihm überall Komfort und Zuvorkommenheit, Recht und Sicherheit zu herrschen.

Ueber den Brenner setzte der Philosoph seine Reise nach Italien fort. Er reiste gemächlich, hielt sich in jeder größeren Ortschaft auf und versuchte überall, die Sitten und Gebräuche der Einwohner kennenzulernen. Wenn man ihm vorhielt, er führe seine Gesellschaft die Kreuz und Quer, so daß man ganz nahe am Ausgangspunkt wieder anlange, dann pflegte er zu antworten, daß er für seine Person kein anderes Ziel habe als den Ort, an dem er sich gerade aufhalte. Für ihn gebe es keine Fehllege und keine Umwege, da es sich für ihn bloß darum handle, unbekannte Gegenden kennenzulernen.

So zeigt sich Michel de Montaigne auch in diesem Reisetagebuch als der wahre Lebenskünstler, der nicht reist um anzukommen, sondern um zu schauen, zu erkennen und zu erleben.